

Botswana, Afrika

Wüstenfieber – quer durch die Kalahari

Wer Einsamkeit sucht und brütende Hitze ist hier genau richtig. In den fossilen Flusstälern und Lehmpfannen kocht die Luft. Und doch steckt die Wüste voller Leben. In den frühen Morgen- und Abendstunden ziehen Antilopen durch die Savanne, huschen Schakale durch goldenes Gras und mit etwas Ausdauer und Glück ist einem sogar eine Begegnung mit den Königen der Wüste vergönnt: Löwen. Die Schönheit der Kalahari offenbart sich einem erst auf den zweiten Blick.

Text und Fotos: Klaus Sparwasser

Eigentlich sollte man denken, es sei ganz leicht. Folgt man mit dem Finger der feinen roten Linie der B6 von Windhoek, Namibia, über die botswanische Grenze und biegt ein Stück weiter bei Ghanzi scharf rechts ab, ist man quasi schon mittendrin.

„Kalahari“ steht in feisten Lettern über die Karte gepinselt. Im Grunde ist das ein Witz. Denn die Kalaharidepression umfasst so ziemlich alles, was sich im südlichen Afrika zwischen den Viktoriafällen im Osten und den Khomas-Bergen im Westen befindet und ist, der Name sagt es, eine gewaltige flache Schüssel. Mit dem, was wir unter der Kalahari verstehen, hat es wenig gemein. Wüste lautet das Stichwort, ein Lebensraum am trockenen Ende der Extremskala. Einmal mittendurch, von Ost nach West, auf den Spuren zweier amerikanischer Biologen, die einmal sage und schreibe sieben Jahre inmitten von Dürre, hitzeflirrender Luft, Buschbränden und aufdringlichen Löwen zugebracht haben. So hatten wir uns das vorgestellt.

Manchmal scheitert das Abenteuer an eher banalen Dingen. In Rakops, einem verstaubten Nest am Ostrand der Kalahari, eingeklemmt zwischen dem sumpfigen Delta des Okavango und den brodelnden Lehmpfannen der Wüste, gibt es einfach keinen Sprit. Der Tankwärter in seinem verlumpten roten T-Shirt winkt uns schon von weitem. Wir missdeuten die Geste als freundliches Willkommen. Die eigentliche Botschaft des Mannes erschöpft sich in drei knappen Worten und sie erscheint uns so finster wie sein Gesicht: „No fuel today.“

Na prima. Mit einem Mal liegt die Kalahari auf dem Mond. Ohne neuen Sprit reicht unser Vorrat nie und nimmer für eine Durchquerung. Selbst mit war alles schon reichlich knapp kalkuliert. Der Nissan 3,3 I Hardbody, den wir in Windhoek bei der Britz Niederlassung gemietet haben, hat zwar eine bärenstarke V6-Maschine unter der Haube, ist aber leider ein Benziner und säuft wie ein Loch. Selbst mit dem 140 Liter Long Range Tank ist man bezüglich der Reichweite ziemlich rasch am Limit.

Wir sind schon auf dem Weg zum noch 60 km weiter östlich gelegenen Mopipi, als uns die Idiotie unseres Vorhabens bewusst wird. Wieso sollte es in einer winzigen Buschsiedlung Treibstoff geben, wenn es in Distrikthauptstadt keinen gibt? Zumindest weiß unsere Shell Karte davon nichts. Laut Plan läge die nächste Tankstelle in Letlhakane und das sind noch 70 km mehr. Wir vergeuden nur Zeit und kostbares Benzin. Hinter dem nächsten Schlagloch kehren wir um. Uns bleibt keine Wahl. Wir müssen die ganzen 250 km zurück nach Maun.

Richtig schwer fällt uns der Abschied nicht. Um uns herum erstreckt sich eine endlose flache, nahezu vegetationslose Ebene, über der im milchigen Glast der Mittagshitze vereinzelt Staubgeister toben. Die zitternde Linie des Horizontes verwischt zu einem unruhigen Einerlei. Unzählige Rinder verschmelzen in der Ferne

als schemenhafte Punkte mit dem Flimmern über dem verdorrten und gnadenlos überweideten Land. Trostlos ist alles, was einem dazu einfällt.

Die Horde Geier am Straßenrand, die sich an einem toten Esel zu schaffen macht passt genau in diese Stimmung. Dutzende große Vögel streiten sich um den Kadaver. Insgesamt zählen wir über siebzig Stück. Sie sind quasi überall, auf den Büschen, in den Bäumen, auf und in dem toten Tier. Den Esel stört es wenig. In wenigen Tagen werden von ihm nur noch ein paar bleiche, von trockenem Fell überspannte Gerippe übrig sein.

Tatsächlich hat der Supply Shop der Shell Tankstelle in Maun 20-l-Kanister auf Lager. Wir entscheiden uns, trotz einer gewissen Skepsis, für die weiße Plastikversion. Der olivgrüne Original-Bundeswehr-Blechkanister kostet ein Vermögen. Sicherheitshalber packen wir den gefüllten Kanister in zwei riesige Müllsäcke, verstauen ihn hinter dem Kühlschrank und hoffen, dass er dort hübsch frisch bleibt und sich während der nächsten sechshundert Kilometer durch heißen Wüstensand nicht zu einem hochexplosiven Molotowcocktail aufbläht.

Für die Nacht schlagen wir unser Dachzelt auf dem Gelände der Island Safari Lodge auf. Die Vorstellung nach zwölf Stunden Flanierfahrt auf dem glühenden Highway wieder im Audi Camp einzulaufen, erschien uns zu deprimierend. Die hohen Bäume am westlichen Ufer des Thamalakane Flusses wirken tröstlich und der blau schimmernde Pool, den zwei durchaus lebendige Hammerköpfe wie Bronzestatuen flankieren, versöhnt uns wieder mit der Welt.

Zudem bietet die Rezeption eine nette Auswahl einheimischer Schnitzereien und abends lassen wir uns im Restaurant mit einem dezenten Anflug von peinlicher Betretenheit wie die Kolonialherren bedienen. Ventilatoren kreisen unter den Balken des strohgedeckten Daches, an den Wänden hängen die patinierten Fotos von Giraffen, Löwen und Warzenschweinen und bei wohligen fünfundzwanzig Grad Celsius und dem lauen Lüftchen, das sanft die Vorhänge bläht, lässt sich kaum vorstellen, dass man bei uns zu Hause gerade den ersten Advent begeht.

Wir überschlagen unseren Sprit: einhundertvierzig Liter unverbleites Normalbenzin plus zwanzig Liter Reserve macht einhundertsechzig. Bei einem durchschnittlichen Verbrauch von runden zwanzig Litern Treibstoff pro einhundert Kilometer müssten wir damit eigentlich locker sieben- bis achthundert Kilometer weit kommen. Soweit die Theorie.

Am nächsten Morgen füllen wir noch einmal die Wasservorräte, feilschen mit Straßenhändlern um handgeschnitzte Wasserbüffel, Nilpferde und eine Halbmeter hohe Giraffe aus hellem Mopaneholz, fragen uns, wie wir all das Zeug heil durch die Wüste und mit dem Flieger zurück nach Hause bringen sollen und landen schließlich bei der Erkenntnis, dass sich Erinnerung am besten in Form von realen Erlebnissen konserviert. Gegen zehn brechen wir zum zweiten Mal auf in Richtung Francistown. Diesmal muss es klappen. Noch eine Nacht in Maun wäre des Guten eindeutig zu viel.

Rund achtzig Kilometer hinter der Stadt verlassen wir die Teerstraße Richtung Süden und rumpeln wenig später zwischen Ziegen und gackernd auseinander fliegenden Hühnern durch Makalamabedi. Das verschlafene Kaff bedeutet für uns das nächstgelegene Tor zur Kalahari. Wirklich verfehlen kann man das Dörfchen nicht. Die einzige Trasse durch den Ort verriegelt ein rotweiß gestrichener Schlagbaum.

Dienstbeflissene Beamte in militärischem Oliv kontrollieren, dass auch ja nicht ein einziges Virus von *Ferbis aphyta*, der Maul- und Klauenseuche, den Checkpoint der Veterinary Disease Control passiert.

Rechts und links der Schranke spannt sich ein Monstrum aus Stahlgeflecht durch die Weiten Afrikas - dem australischen Dingo Zaun durchaus ebenbürtig - das zwar keine Mikroben, dafür aber sämtliche Tiere an der Wanderung hindert: eine tödliche Doppelreihe eines mehr als zwei Meter hohen Drahtverhaus, der sich brutal im Zickzack mehr als dreitausend Kilometer kreuz und quer durch Botswana windet und sich vornehm Veterinary Fence nennt. In Wahrheit ist es schlicht ein Tiersperrzaun.

Wildtiere auszugrenzen, um Haustiere vor der Maul- und Klauenseuche zu schützen, ist ein groteskes Unterfangen von zumindest fragwürdigem Wert. Der Übertragungsweg ist nicht einmal sicher nachgewiesen. Die Hersteller von Maschendraht mögen jubiliert haben, für Oryx-Antilopen, Zebras und Gnus wurde die künstliche Barriere zum ökologischen Desaster.

Ein amerikanisches Forscherpaar bestieg Anfang der siebziger Jahre ein Flugzeug, flog nach Afrika, kaufte einen altersschwachen Landrover und reiste damit tief in die zentrale Kalahari. Dort lebten sie sieben Jahre in einem unerschlossenen Gebiet, ohne Straßen, ohne Menschen und ohne Wasser im Umkreis von Tausenden von Quadratkilometern – sprichwörtlich Auge in Auge mit Löwen, Hyänen und Schakalen. In ihrem Buch „*Ruf der Kalahari*“ belegen Mark und Delia Owen nicht nur eindrücklich ihren ausgeprägten Hang zum Überleben, sondern die Folgen des Irrsinns, den menschlicher Fortschrittswahn in unberührter Natur anrichten kann. Ihnen war es noch vergönnt, aus der Luft die größten Gnuherden der Welt zu beobachten. Dürre und die verfehlte Politik der Sperrzäune haben diesem Wunder ein Ende bereitet.

Ohne Rücksicht auf ökologische Gegebenheiten zerschneidet der Zaun uralte Wanderrouten. Nach Jahren zunehmender Dürre ziehen seit Urzeiten gewaltige Tierherden der Kalahari zu den nie versiegenden Wasserstellen des Okavangodeltas. Halb verdurstet stoßen sie inmitten der dörrenden Ödnis plötzlich auf ein Hindernis, das in ihrer genetischen Erinnerung nicht vorkommt. Viele sterben auf der Stelle, zu kraftlos zum Weitergehen. Andere steigen über sie, überwinden die erste Hürde und verenden im endlosen Korridor des zweifachen Drahtverhaus. Hunderttausende Wildtiere sind dabei in den letzten dreißig Jahren während ausgedehnter Trockenperioden krepirt. Der Veterinärzaun ist ein Zaun des Todes.

Hinter dem Kontrollposten biegen wir scharf rechts ab und rumpeln für die nächsten achtzig nervtötenden Kilometer abwechselnd über holprige Auswaschungen und durch tiefen Sand, immer schnurgerade an der weißen Demarkationslinie des *Vet Fence* entlang, der die Landschaft in zwei mehr oder minder eintönig wirkende Teile zerreißt. Zwei Stunden später und neun Kilometern hinter dem South Gate liegt dann zum ersten Mal der Boden des *Central Kalahari Game Reserves* unter unseren Rädern. Endlich.

Am *Matswere Game Scout Camp* entrichten wir unsere Eintrittsgebühren. Einmal mehr machen wir Bekanntschaft mit dem botswanischen Geldvernichtungsapparat. Aus den geplanten fünf Nächten werden flugs sechs Tage. Der Ranger grinst erwartungsvoll. Für ihn bedeutet das schlappe 330 Pula mehr in der Kasse, umgerechnet immerhin 60 €. Einschlägige Erfahrungen haben gezeigt, dass Diskussionen ziemlich sinnlos sind. Achselzuckend blättern wir die Scheine auf den

Tisch. Ohnehin tragen wir uns mit dem Gedanken, noch einen unerlaubten Tag im Reservat dranzuhängen. Dann wären wir wieder quitt.

Maximal zwanzig bis dreißig Meter durchdringt der Blick das dichte Buschwerk rechts und links des Weges, der sich gemütlich nach Südwesten schlängelt. Im Rhythmus des Holperns unseres Geländewagens tanzt blauer Himmel in den Lücken darüber, in dem, mit leichtem Pinselstrich hineingemalt, vereinzelte Wolkenfetzen schweben. Schließlich geht es auf rotem Sand eine dicht bewachsene Anhöhe hinauf, dann öffnet sich vor uns ein weites Tal.

Der Blick folgt dem Dünenabhang in das fossile Flussbett des Deception Valley. Die Sonne brennt erbarmungslos und wir kommen uns vor wie in einem gut geheizten Backofen. Hitzeschlieren wabern am Horizont. Einige mit gelben Kugelnestern behängte Akazien in der Mitte der Senke spenden weit und breit den einzigen brauchbaren Schatten. Irgendwo da vorne haben die Owens vor dreißig Jahren ihr Basislager errichtet. Mehrere Kilometer breit schmiegt sich die gleißende, knochentrockene Lehmpfanne in nordwestsüdöstlicher Richtung in die Landschaft.

Überhaupt gibt es in der Kalahari quasi nur zwei geologische Landschaftsformen: *Pans* und *Valleys*. Deception Pan, Leopard Pan, Tau Pan, Pipers Pan und Passarge Valley sind nur einige der Stellen, die vor Jahrtausenden einmal von Wasser bedeckt waren. Wie der Name vermuten lässt, liegen sie eingerahmt von dicht mit Büschen und Sträuchern bewachsenen fossilen Dünen als flache Pfannen in der kargen Wüstenlandschaft. Einst waren sie die südlichsten Ausläufer des Okavangodelta, bis der Untergrund den Urkräften im Erdinneren nachgab, sich nach oben wölbte und die Flüsse im Zuge der voranschreitenden Wüstenbildung versickerten. 12.000 bis 17.000 Jahre sind sie alt und heute erinnern nur noch gewaltige Depressionszonen an sie, in denen spärliches Gras wächst und hier und da Gruppen von Schirmakazien eingestreut sind, unter denen sich in den Morgen- und Abendstunden Oryx-Antilopen und Springböcke versammeln.

In geschwungenen Bögen mäandert die sandige Piste zur Sunday Pan. Die Wasserpumpe unter den überhängenden Baumkronen hat sich dem steten Nagen der Zeit ergeben und rottet vor sich hin. Die Rohre sind verrostet und die Ventile lassen sich keinen Millimeter bewegen. Bei jedem Schritt knacken rissige Lehmplatten unter den Stiefeln. Besser, wenn man genügend Trinkbares dabei hat. Nichts deutet in weitem Umkreis auf Wasser hin. Am Ende der Trockenzeit lechzt die Kalahari nach den ersten Regenfällen.

Malerisch im Halbschatten zwischen zwei Akazien mit ausladenden Schirmen schlagen wir gegen Mittag in der Mitte des Passarge Valley unser Lager auf und verdösen die nächsten drei Stunden in brütender Mittagshitze in einer lauen Brise unter dem Bäumen – von einigen kleineren Erkundungstrips in die nähere Umgebung einmal abgesehen.

Am späten Nachmittag, wenn die Sonne sich dem Horizont zuneigt und die Schatten länger werden, werden wir uns auf Fotojagd begeben. Jetzt, in der drückenden Glut, die über dem weiten Tal lastet, wirkt die Ebene wie ausgestorben. Springböcke und Oryx-Antilopen haben sich in den Schatten der kleinen Akazienwäldchen zurückgezogen, die sich wie grüne Inseln des Lebens über den verbrannten Taleinschnitt streuen. Selbst das Brummen der unvermeidlichen Buschfliegen scheint irgendwie gedämpft. Über den Dünenkämmen jenseits der Senke brodeln die Luft.

Ein fahles doch grelles Licht stülpt eine milchige Dunstglocke über die Kalahari und verwandelt jeden Farbkleck in ein blasses Grau. Alles scheint auf den kühlenden Abend zu warten, der Linderung bringt und die Farben in die Savanne zurückzaubert.

Tatsächlich kehrt das Leben wieder als sich die Sonne allmählich dem Horizont zuneigt und ihre Strahlen in rötlichen Reflexionen mit den Spitzen des golden glänzenden Savannengrases spielen. In der Ferne auf der gegenüberliegenden Talseite leuchtet unser Dachzelt zwischen den Ästen der Schirmakazien hervor.

Gedeckt durch die Baumgruppe in meinem Rücken beobachte ich, wie sich die Ebene langsam wieder bevölkert. Oryx-Antilopen und Springböcke ziehen äsend vorüber, hier und da sieht man spitze Ohren durch das Gras huschen, gefolgt von einem dunklen Rücken. Black-backed Jackals, Schakale, die sich vorsichtig witternd auf die Suche nach Fressbarem begeben. Die zartroten Strahlen der Sonne spiegeln sich in ihrem Fell wider. Spinnenfäden spannen Lichtbögen zwischen die Zweige bedornter Akazien, Skinke huschen über die schuppige Borke und schnappen Insekten, eine einsame Schildkröte bahnt sich ihren Weg durch die schimmernden Graspölster und mein Schatten vor mir wird länger und länger.

Dann trägt der Wind ein dumpfes kehliges Brüllen herüber, das in einem heiseren, rhythmisch ausklingenden Röcheln erstirbt und von neuem anhebt. Mit einem Mal wird mir gewahr, das mich von unserem Camp gut zwei Kilometer trennen. Wenn die Dämmerung hereinbricht, beginnt die Zeit der Löwen. Sie sind die eigentlichen, wenngleich für uns bisher unsichtbaren Herrscher der Kalahari. Die gelben Raubkatzen folgen den Tierherden auf ihren Wanderungen zu den Weidegründen. Am Ende der Trockenzeit, wenn kaum noch Nahrung zu finden ist, dehnt sich auch ihr Territorium mehr und mehr aus und die Rudel verstreuen sich über ein riesiges Areal. Ihr tiefes Röhren dient der gegenseitigen Verständigung, meist über weite Strecken hinweg.

Schwer zu sagen, wie weit das Brüllen entfernt ist, es können Kilometer sein. Oder auch nicht. Ein leichtes Kribbeln in der Nackengegend gibt mir zu verstehen, dass es Zeit ist zum Aufbruch. Plötzlich fühle ich mich ein wenig unbehaglich in meinem Wäldchen, das mir eben noch so anheimelnd erschien. Draußen, in der Weite der topfflachen Grasebene ist mir entschieden wohler. Hier kann man wenigstens sehen, was sich einem nähert.

Schließlich verstummt das raue Grollen und die stille Abendstimmung kehrt zurück. Webervögel tragen Nistmaterial in ihre bronzen angehauchten Nester. In Zeitlupe sinkt die Sonne tiefer und tiefer, bis sie als gewaltige glutrote Feuerkugel zwischen zwei einsamen Dornakazien hinter den Horizont zu rutschen beginnt und sich die schwarzen Scherenschnitte der Bäume furchtbar kitschig vor dem glühenden Himmel mit seinen pastellfarbenen Wolkenschleiern abheben. Die Dämmerung senkt sich über Passarge Valley und gemächlich begeben sich zurück ins Lager, nicht ohne ab und an einen prüfenden Blick über die Schulter zu werfen.

Vom Dach unseres Allrads halten wir Ausschau nach Löwen oder Hyänen, aber außer wogendem Gras und einigen Antilopen können wir nichts erkennen. So lauschen wir dem melodischen Heulen der Schakale, das von allen Seiten über das Tal klingt und regelmäßig einsetzt, nachdem die Sonne etwa eine Viertelstunde hinter den Dünenkämmen verschwunden ist. Dann stimmt das Rätschen und Keckern der Vögel und Geckos ein und das metallische Klicken unsichtbarer Zikaden. Als die Nacht

endgültig hereinbricht, wird es still und langsam schiebt sich die Sichel des Mondes über den östlichen Talrand.

Das Konzert der Vögel am frühen Morgen weckt uns, noch bevor die ersten Sonnenstrahlen die Düne jenseits des Tales berühren. Der Himmel beginnt in allen Schattierungen von Rot zu brennen. Fächerwolken hoch oben färben sich zunehmend rosa, aus dem Buschland vor uns steigen mit lautem Flügelklatschen kleine braune Vögel in die Luft empor und stürzen mit einem durchdringenden Pfeifton zur Erde zurück. Die Kamikazeflieger sind Sperlingslerchen, die mit ihrem allmorgendlichen Schauspiel den Tag begrüßen.

Still weiden weit entfernt Oryx-Antilopen und Springböcke. Die Ohren eines kleinen Schakals, der gemächlich durch die Savanne trippelt, leuchten wie Segel in der Morgensonne. Zwei Coori Bustards, Trappenvögel von beträchtlichen Ausmaßen, stolzieren vornehm erhobenen Hauptes über die Lehmpfanne dem Buschland zu. Wir brechen auf zur Frühpirsch.

Der stechende Raubtiergeruch, der uns kurz darauf in die Nase steigt, verheißt Gutes, doch die Duftspur verschwindet und lässt sich nicht wieder finden. So mache ich mich auf in Richtung des kleinen Akazienwäldchens, das mir ein guter Rastplatz für zufriedene und hoffentlich satte Löwen zu sein scheint. Doch der Wald ist wie leer gefegt. Auch die anderen Baumgruppen des Tals wirken verlassen, bis auf zwei Straußenmänner, die sich inmitten einer Herde von Springböcken tummeln.

Eine wirkliche Chance auf größere Raubtiere zu stoßen hätte man wohl nur, wenn man nachts mit einem Suchscheinwerfer bewaffnet das Tal systematisch per Allrad durchkreuzte. Immerhin waren unsere amerikanischen Forschervorbilder mit dieser Methode ziemlich erfolgreich. Doch für solche Spielchen reicht unser Sprit definitiv nicht aus und außerdem sind Querfeldeintouren im *CKGR* verboten. Doch selbst ein brummelnder und stinkender Allrad wirkt auf wilde Tiere weit weniger bedrohlich als ein aufrecht gehender Zweibeiner, noch dazu, wenn er einen überaus verdächtigen Gegenstand über der Schulter trägt – und sei es nur ein Fotostativ.

Bereits gegen acht Uhr wird die Hitze unerträglich. Von den Huträndern tropft der Schweiß und die Kameraausrüstung zwingt einen fast zu Boden. Immer häufiger lege ich eine Pause ein und auch von den anderthalb Litern Wasservorrat ist nicht mehr allzu viel übrig. Die Tiere scheinen das Passarge Valley zu verlassen. Viel ist von den spärlichen grünen Grashälmmchen auch wirklich nicht mehr übrig.

Am Ende des Tales stoßen wir dann doch noch auf eine Herde von Springböcken, die unseren Erwartungen an die Tiermassen der Kalahari in etwa nahe kommt. Mehr als zweihundert Tiere weiden zusammengedrängt am Fuße des südlichen Dünenhanges, der das Passarge Valley begrenzt. Auch 30-40 Oryx-Antilopen sind darunter. Alles scheint friedlich. So langsam gewöhnen wir uns an den Gedanken, dass uns eine Begegnung mit Löwen nicht vergönnt ist.

Eingeklemmt zwischen zwei Baumstämmen in einem lichten Waldstück entdecke ich kurz darauf die sterblichen Überreste einer Giraffe. Auch sie scheint eher eines natürlichen Todes gestorben als das Opfer von Raubtieren geworden zu sein. Den langen Hals skurril verdreht, der Kopf mit den teils blanken Schädelknochen in einer Astgabel verklemmt, ruht der gewaltige Körper zwischen organischem Unrat und zerbrochenen Ästen. Die Bauchdecke ist aufgerissen, doch das meiste davon ist übrig geblieben. Hätten Löwen die Giraffe getötet und sich schließlich Hyänen, Schakale

und Geier über den Kadaver hergemacht, wäre ein Haufen bleicher Knochen alles, was an das einst stolze Tier erinnerte.

So gerne wir bleiben würden, die Zeit drängt. Viele Möglichkeiten haben wir ohnehin nicht. Tau Pan, die nächste Lehmpanne liegt vierzig Kilometer weiter in südwestlicher Richtung und verspricht einen größeren Wildreichtum – sofern dort noch ausreichend Wasser vorhanden ist. Der Weg zurück zur ersten Campsite des Passarge Valley verbietet sich von selbst. Hin und zurück bedeutet er mehr als dreißig Kilometer Umweg, die wir am Ende womöglich laufen müssen, falls uns das Benzin nicht schon vorher ausgeht.

Obwohl unsere Treibstoffplanung einigermaßen stimmen sollte, werden wir aus der Tankanzeige nicht schlau. Angeblich bewegt sich die Nadel der einzigen Tankuhr nach unten, sobald der zweite Tank nahezu leer gefahren ist. Wenn dem so wäre, stünden unsere Chancen am anderen Ende der Wüste wieder herauszufahren ziemlich schlecht. Der Zeiger pendelt schon jetzt irgendwo bei drei viertel voll und wir haben nicht einmal ein Drittel der Strecke hinter uns.

Plausibel wäre, dass solange Benzin vom zweiten in den Haupttank wandert, bis beide in etwa gleich viel Sprit enthalten. Wirklich wissen tun wir es aber nicht. Auf jeden Fall werden wir die Reserve erst einfüllen, wenn der Motor zu stottern beginnt. Dann haben wir noch genau zwanzig Liter. Gemessen an dem unbändigen Durst, die unser Vehikel selbst im H2-Getriebe entwickelt, reichen sie für knapp einhundert Kilometer. An die vierhundert, die noch vor uns liegen, will ich jetzt nicht denken. Vorläufig stelle ich meine Berechnungen ein.

Am frühen Nachmittag brechen wir auf. Das Passarge Valley wird seinem südlichen Ausgang entgegen immer trockener und auch die Anzahl der Antilopen, die wir sichten, nimmt stetig ab. Die Fahrspur verläuft gen Westen, knickt nach Süden ab, zieht zurück in Richtung Deception Valley, biegt noch einmal nach Süden um und schließlich breitet sich vor unseren Augen eine Mondlandschaft aus, wie man sich sie öder und leerer kaum vorstellen kann – ein gewaltiges topflaches Lehmplattenmosaik ohne jede Vegetation.

Den einzigen Farbklecks bildet ein Wäldchen von Dornakazien, die es irgendwie geschafft haben in dieser Affenhitze nicht zu verdorren. Die Ebene glüht wie die Stahlplatte über einem Barbecue. Heißer Brodem umgibt uns wie eine Wand und scheint fast physisch greifbar. Von Tieren weit und breit keine Spur. Was sollten sie auch hier zu suchen haben. Vermutlich hat es hier seit mindestens einem Jahr nicht mehr geregnet. Tau Pan ist so tot wie ein Krater auf dem Mars.

Wir folgen der knochentrockenen Fahrspur durch die brettharte Lehmsenke bis zum gegenüberliegenden Rand und beschließen es mit dem nächsten Campground zu versuchen. Uns schwant, dass wir womöglich besser noch ein paar Tage am Eingang des Passarge Valley geblieben wären, doch mit jedem Kilometer wird ein Umkehren undenkbarer. Wir können froh sein, dass wir den Allrad bisher selten gebraucht haben. Doch auch so neigt sich die Tanknadel mehr und mehr in Richtung halb. Im Zentrum der Senke treffen wir auf ein einsames Straußenmännchen, das verloren und scheinbar ziellos durch die flirrende Lehmwüste wandert. Wenn es fliegen könnte, würde es wahrscheinlich das Weite suchen.

Zum Charaktertier der Kalahari wird für uns ein ebenfalls schwarz-weiß gefärbter Vogel, der sich seiner unfreiwilligen Komik nur bedingt bewusst sein dürfte: Black Koorhans, zu deutsch Schwarzbauchtrappen, die Clowns der Kalahari.

Zumindest im Flug mutet der Vogel an wie eine echte Fehlkonstruktion. Noch dazu klingt das ausdauernde Rufen der Männchen wie der fruchtlose Versuch, den abgesoffenen Motor eines Doppeldeckers neu zu beleben. Laut krächzend dreht der imaginäre Anlasser ins Leere und vergebens hofft man, dass endlich der Funke überspringen und die Maschine zu brummen beginnen möge. Statt dessen setzen die Männchen wild kreischend zu einem Sturzflug an, der an Grazie kaum zu überbieten ist. Kein Zweifel, die virtuelle Mohrhuhnballerei muss in der Kalahari ihre ideellen Wurzeln haben.

Den Kopf gereckt, mit ruderndem Schlag der zu weit hinten ansetzenden Schwingen, die viel zu langen Beine unter dem pummeligen Bürzel schräg nach vorne gestellt und rätschend wie eine Kaskade nicht enden wollender Fehlzündungen, stürzen sich die Luftakrobaten todesmutig vom Firmament. Die Vögel wirken wie ins Trudeln geratene Jagdbomber, verlieren beständig an Höhe und tauchen schließlich zwischen das dichte Buschwerk. Unwillkürlich wartet man auf den Aufschlag und die sich ausbreitende Staubwolke über der Absturzstelle.

Doch immer gerade rechtzeitig klappt das Fahrwerk zu einer furiosen Landung nach unten. Stolzen Hauptes, mit geplusterter Brust mustern die Helden der Lüfte die Umgebung gemustert, wohl in der Hoffnung auf den Beifall der im Unterholz versteckten Trappendamen. Alle paar hundert Meter wiederholt sich das Spektakel, während wir quer zu den Dünenzügen mit quietschenden Stoßdämpfern der untergehenden Sonne zuschaukeln.

Ein Wasserloch lädt zum Nachtlager ein und ob es nun erlaubt ist oder nicht, ist uns nach zehn Stunden fahrt in brütender Sonne einigermaßen schnurz. Der Platz ruht idyllisch in einer weiten Ebene, aus der frischer Golfrazen sprießt. Zum westlichen Horizont geht das schütterere Grün in goldgelbes Savannengras mit vereinzelt Dornakazien über und verliert sich in der Ferne in den sanften Wellen fossiler Dünen.

Grenzenlose Weite soweit man schaut, kein Hindernis verstellt den Blick. Ein Schakal trottet im Licht der untergehenden Sonne unbekümmert zur Wasserstelle. Wenig später trifft ein mächtiger Oryxantilopenbulle ein und platscht vorsichtig witternd ein paar Schritte ins Wasser bevor er sich niederbeugt und trinkt.

Als die Sonne flammend rot hinter dem Horizont versinkt und im tiefblauen Himmel, eingerahmt von rosaroten Fächerwolken, der Abendstern mehr und mehr zu strahlen beginnt, machen wir es uns auf dem Dach unseres Wagens mit einer Flasche Wein gemütlich. Im scheinbaren Frieden der hereinbrechenden Nacht wird uns einmal mehr die Exklusivität und gleichzeitige Bedeutungslosigkeit unseres Daseins bewusst. Unsere Wahrnehmung verschmilzt mit dem fernen Horizont. Die Konturen des Alltags verschwimmen im Glühen des Himmels mit dem köstlichen Rebensaft und weichen einem archaischen Gefühl von Selbstbestimmung. In der Wüste verliert man sich und findet sich verändert wieder.

Das Hochgefühl begleitet uns den ganzen nächsten Tag, selbst als die Landschaft wieder grau und verbrannt wirkt und nichts mehr auf größere Tierherden oder gar Löwen hinweist. Als wir die Pipers Pan erreichen, tobt ein Sandsturm darüber, der uns für die nächsten Stunden die Sicht raubt. Die ganze Landschaft ist eingehüllt in

grauen Dunst und die Sonne klebt als fahle Messingscheibe am glasigen Himmel. Wenn es regnet, muss sich hier ein riesiger flacher See ausbreiten, doch jetzt knirscht uns nur der Sand zwischen den Zähnen. Am Rand der Trockenzone wächst mit dicken fleischigen Trieben wilder Sesam, doch selbst das kaktusartige Gewächs wirkt völlig dehydriert.

Am Horizont ziehen ein paar Springböcke und eine kleine Herde Gnus dahin. Viel hat sich hier offenbar verändert in den letzten Jahrzehnten und nicht alles zum Besseren. Die zunehmende Dürre und der Sperrzaun haben die Tierbestände der Kalahari dezimiert und die Zeiten der riesigen Herden scheinen ein für alle Mal vorbei. Bevor die botswanische Regierung aufgrund internationaler Proteste wenigstens einen Teil des Veterinärzaunes niederreißen ließ, um den Wildtieren Zugang zu den südlichen Ausläufern des Okavango zu gewähren, waren von über einer Million Gnus mehr als ein Viertel verendet, dazu zig Zehntausende anderer Antilopenarten.

Trotz der fehlenden Herden sehen wir im Buschland vor uns plötzlich einen Schatten im gestreckten Sprint das Weite suchen. Was uns zunächst von den geschmeidigen Bewegungen her an eine Löwin erinnert, entpuppt sich bei genauerer Betrachtung durch den Feldstecher als Gepardmännchen, das wir mit unserem röhrenden Allrad offenbar zu Tode erschreckt haben. Die gefleckte Raubkatze gehört zu den schnellsten Jägern der Savanne, doch sehr reich kann ihr Tisch nicht gedeckt sein. Selbst mit dem Fahrzeug kommen wir nicht näher heran und Haken schlagend verschwindet das elegante Raubtier zwischen den Büschen des nächsten Dünenkamms.

In weitem Bogen führt der Pipers Pan Loop um die Senke herum. Die Schatten werden länger und in der Ebene weiden vereinzelt Springböcke und Oryx-Antilopen. Zwei Schakale ruhen mit gespitzten Ohren unter dem Baldachin eines Akazienbusches. Tagsüber sind sie deutlich schreckhafter als abends. Ein- und dasselbe Tier kann am hellichten Tage auf mehr als hundert Meter die Flucht ergreifen und marschiert am Abend kaum fünf Meter am Lager vorbei, ohne auch nur Notiz von einem zu nehmen.

Das ganze Terrain ist unterminiert von den Bauten der Erdhörnchen, die vor den Eingängen ihrer Behausungen heruntollen und sich gegenseitig die Grassamen abjagen, die sie emsig aus dem kargen Boden scharren. Wie Primaballerinen stehen sie auf den Zehenspitzen, spähen hoch erhobenen Hauptes in Richtung der Störung und würden sicher auf der Stelle nach hinten umkippen, diene ihr buschiger Schwanz nicht als zusätzliche Abstützung.

Wir stoppen noch einmal an der Stelle, wo wir vor Stunden den Cheetah aufgescheucht haben. Im schwindenden Abendlicht begeben wir uns auf einen kleinen Buschwalk bis zum vermeintlichen Kamm der Düne, um mir einen Überblick über das vor uns liegende Gelände zu verschaffen. Doch hinter der Kuppe folgt die nächste und die Dünenreihen erstrecken sich als endlose Wellen dornigen Buschlandes bis zum Horizont. Ein tiefes Fauchen, gefolgt von einem zornigen Grollen lässt mich herumfahren. Keine fünf Meter von mir entfernt springt der Gepard aus seinem Versteck, faucht nachdrücklich in meine Richtung und verschwindet Sandfontänen schleudernd mit gewaltigen Sätzen zwischen den Sträuchern.

Noch eine Weile verbringen wir auf der Anhöhe, beobachten die Antilopen im Tal und schauen zu, wie der Feuerball der Sonne dem Horizont entgegenfällt. Als die Farben grau werden, fahren wir zurück zur Campsite 1 der Pipers Pan und richten uns auf dem Dach unseres Nissan behaglich ein. Fahles Mondlicht breitet sich über der Ebene aus. Das allabendliche Heulen der Schakale dringt an unser Ohr und kaum, dass wir zu Bett sind, hören wir leise Pfoten um das Auto tapsen.

Wir beschließen am nächsten Morgen sehr früh aufzustehen und als mitten in der Nacht, als der Mond längst hinter dem Horizont verschwunden ist und die Dämmerung noch auf sich warten lässt, das tiefe, kehlige Brüllen von Löwen zu uns herüberdringt, fühlen wir uns in dieser Absicht nur bestärkt. Heute oder nie. Für Löwen ist dies unsere letzte Chance, das wissen wir. Kaum anzunehmen, dass sich einer nach Xade verirrt.

Beim ersten Morgenrot sind wir auf den Beinen. Erneut lauschen wir dem heiseren Brüllen. Es kommt aus südöstlicher Richtung. Schwer zu sagen, wie weit die Morgenbrise die röchelnden Laute verweht. Wir nehmen den Weg, den wir später ohnehin fahren wollen und hoffen, dass die Peilung einigermaßen stimmt. Im Schrittempo patrouillieren wir die Lehmpanne entlang, vorbei an dem Wasserloch, dessen fauliger Geruch uns am Abend zuvor davon abgehalten hatte, hier unser Dachzelt aufzuklappen.

Weit entfernt grast eine Herde Gnus. Dann fliegen unsere Finger fast gleichzeitig nach vorne und deuten in dieselbe Richtung. Schräg rechts von unserem Fahrzeug trottet eine erwachsene Löwin gemächlichen Schrittes hinter einem Busch hervor und wandert beharrlich in die staubige Ebene.

Wieder einmal ist uns das Glück in letzter Minute hold. Die meisten Tierbegegnungen in der Wüste sind sowieso ein Geschenk. Nur ein paar Augenblicke später und wir hätten nichts von der einsamen Löwin bemerkt. Vorsichtig lenke ich den Nissan, Vorschriften hin oder her, über die knackenden Lehmschuppen und folge der Löwin in gebührendem Abstand. Sie scheint sich an uns nicht im Geringsten zu stören.

Auch als ich den Wagen behutsam näher manövriere, wendet sie nur ab und zu den Kopf und zieht mit geschmeidigen, mühelosen Bewegungen weiter. Was sie allein in der Ebene zu suchen hat, können wir nur mutmaßen. Vielleicht ist sie die Vorhut ihres Rudel, die das Gelände sondiert, oder sie kehrt von der Jagd zurück. Könnte auch sein, dass irgendwo unter einem Baum im Savannengras ein paar Löwenbabies auf sie warten, die sie zu versorgen hat. Trotz der Dürre steht die Löwendame gut im Futter.

Bis auf knapp hundert Meter fahren wir an die Löwin heran, dann finden wir, dass es genug ist. Ohne Hast gleite ich aus dem Wagen und versuche mit Stativ und Kamera auf „Schussweite“ heranzukommen. Die Faszination, dass uns nichts trennt, kein Zaun, kein Gitter, kein Graben, nimmt mich gefangen und schnürt mir ein bisschen die Kehle zu. Wir sind einen weiten Weg gegangen, um uns hier zu begegnen. Etwas greift nach mir und lässt mich nicht mehr los.

Eines Tages werde ich zurückkehren um diese erhabenen Geschöpfe in freier Wildbahn zu beobachten - wenn es sie dann noch gibt. Der Moment hat viel von Freiheit und gegenseitigem Respekt und fast vergesse ich das Fotografieren. Als ich mich schon zurückziehen will, hält die Löwin für ein paar Sekunden in ihrem Schritt inne und wendet sich uns direkt zu. Ihr Gesicht und die hellen Augen sind von der

Morgensonne angestrahlt und mit unendlicher Gelassenheit, ohne jede Aggression oder Furcht, scheinen sie zu sagen: „Hier bin ich. Was suchst du in meinem Reich?“ Ja, was suche ich hier. Wenn es so etwas gibt, wie eine völlige Verschmelzung mit dem Objekt seiner Wahrnehmung, so ist es der Geist der Löwin, den ich dort gespürt habe. Schrecklich pathetisch. Doch mit einem Male wird es ganz still in mir und ich fühle mich ergriffen und tief berührt. Der Löwin wird es egal sein, was mich umtreibt, doch für einen Wimpernschlag ist sie der Spiegel meiner Seele.

Jeder in seine Gedanken versunken, folgen wir unserer Spur zurück auf den Haupttrack, beobachten noch eine Zeit lang die Gnus, die ein Jungtier mit sich führen uns zählen etwa 25 Stück. In unserem Geiste ziehen die gewaltigen Herden vorbei, die einmal die Kalahari bevölkerten. Mit Bedauern nehmen wir zur Kenntnis, dass dieser faszinierende Landstrich im Herzen des südlichen Afrikas dabei ist, ein Stück weit zu sterben.

Allmählich dämmt uns, dass sich unser Kalaharierlebnis dem Ende zuneigt. Noch liegen achtzig Kilometer bis Xade vor uns, doch das Reich der Lehmpfannen und fossilen Flusstäler lassen wir zurück. Die Fahrspur schlängelt sich zwischen dichtem Buschland dahin und wird zusehends sandiger. Anfangs benötigen wir den Allrad noch nicht. Dann beginnen die Räder immer öfter zu malen und der Motor jault im zweiten Gang oder erstickt fast im dritten an den niedrigen Drehzahlen. Ohne H4 geht nichts mehr. Im Geiste überschlage ich unsere Spritreserven.

Selbst im Allrad brummelt der Motor tief vor sich hin und findet keinen richtigen Durchzug mehr. Stundenlang wühlen wir uns mit kaum zwanzig Sachen über weiche Dünenkämme. Der Wagen bockt und in nervtötender Monotonie hüpfen wir der Buschmannsiedlung Xade entgegen. Irgendwann reicht es, und wir lassen Luft aus den Reifen. Ich male mir aus, wie lange die Tour wohl noch dauern wird. Inzwischen kann man fast zusehen, wie die zitternde Tanknadel in den roten Bereich wandert.

Als wir Xade erreichen, steht die Anzeige einen Millimeter über der Reserve. Treibstoff gibt es erst in Ghanzi und das liegt 150 Kilometer weiter nordöstlich. Das könnte knapp werden, trotz der 20 Liter Benzin, die im Heck des Wagens vor sich hinschwappen. Mit Schrecken werden wir am Ortsausgang von Xade gewahr, dass es statt der erwarteten 150 noch 175 km bis Ghanzi sind. Zudem seien die ersten 60 km des Track *sehr* sandig und weich und *nur* mit dem Allrad zu bewältigen, wie man uns im Büro der Wildhüter versichert hat.

Manche Passagen bestehen in der Tat aus tiefem Sand, doch dank des niedrigen Reifendrucks schafft unser Nissan die meisten Abschnitte auch im H2. Glücklicherweise lässt sich der Allrad trotz der Automatikhubs ab zwanzig Stundenkilometern zuschalten und wenn gar nichts mehr geht, hauen wir halt für ein paar Meter das zweite Getriebe rein. Trotz der Sprit schonenden Fahrweise beginnt nach 10 Kilometern die Warnlampe der Reserve zu blinken. Immer häufiger muss ich den Allrad zuschalten. Die Wühlerei nimmt dramatische Ausmaße an. Ich fange an zu rechnen und höre bald damit auf. Nicht nur die brütende Hitze treibt mir den Schweiß auf die Stirn. Etwas verkrampft versuche ich den Wagen in der Spur zu halten. Wenn die Strecke nicht bald wesentlich besser wird, gehen wir das letzte Stück zu Fuß.

Fünzig Kilometer und zweieinhalb Stunden später deutet wenig darauf hin, dass sich die Qualität der Piste entscheidend ändern wird. Nach wie vor rumpeln wir im

Schnecken tempo durch unwegsames Buschland. Wenigstens der Motor läuft noch rund. Düne folgt auf Düne, getrennt von endlosen Abschnitten mehlig weißen Sandes, der einem wie Bulldust um die Ohren fliegt.

Der Albtraum endet so plötzlich, wie er begonnen hat. Wir brechen aus einer Schneise und finden uns mitten auf einem Schotter-Highway wieder, der direkt aus Xade zu kommen scheint. Irgendwie fühlen wir uns ein bisschen verarscht. Die breite Trasse ist auf keiner Karte eingezeichnet. Auch der Fahrer des Landcruisers, der mit aberwitziger Geschwindigkeit an uns vorbeidonnert, schaut reichlich verduzt aus der Wäsche. Aus diesem Feldweg sind wohl noch nicht allzu viele gekommen. Zumindest keine Touristen. Schnurgerade weist die Bretterpiste nach Nordwesten, dem Trans-Kalahari-Highway entgegen. Selbst wenn uns jetzt noch der Sprit ausgeht, unsere „Überlebenschancen“ sind mit einem Male gewaltig gestiegen.

Aus unserem Plastikkanister gluckert frischer Treibstoff in den Tank. Als wir die Reifen wieder aufpumpen wollen, stellen wir fest, dass der Kompressor unter der Motorhaube seinen Geist aufgegeben hat. Auch egal, dann fahren wir halt langsamer. Trotzdem verwandelt die Staubwolke hinter uns die Heckscheibe bald in undurchdringliches Milchglas. Dann liegt die eigentliche Schotterpiste vor uns, die den Trans-Kalahari-Highway von Ghanzi in Richtung Süden abkürzt.

Kurz vor Erreichen der Asphaltstrecke spuckt am linken Straßenrand ein uralter Truck Dampffontänen in die Luft. Wild wedelnd schießen drei Händepaare in die Höhe. Wir denken an unseren knappen Sprit. Im Busch gibt es eine Regel: Man hält immer. Es dauert ein paar hundert Meter, bis unser überladenes Vehikel zum Stehen kommt. Einer der Havaristen lehnt mit dem Handy laut palavernd an einem nahen Baum im Schatten. Er gibt seinen Standort durch und erzählt lachend, dass eben zwei Touristen angehalten hätten, um ihnen beizustehen. Hightech mitten im Nichts. Irgendwie desillusionierend.

Unter dem Laster steht eine Pfüze. Der Kühler leckt. Zum Abdichten haben wir nichts dabei und so schenken wir den Männern einen 5-Liter-Ballon mit Wasser. Die ersten beiden Liter laufen durch ihre durstigen Kehlen. Der Rest sollte bis Ghanzi reichen. Man winkt uns hinterher, bis wir außer Sichtweite sind. Vielleicht sind wir auch noch einmal froh, wenn uns einer hilft, draußen in der Wüste, wo es nichts mehr gibt. Dann wechselt der Belag und das Asphaltband der Straße nach Ghanzi blinkt in der Abendsonne. An der Shell Station fließen mehr als 130 Liter in den Tank. Knappe 10 Liter waren also wohl noch drin. Die Rechnung ist aufgegangen.

Drei Tage später kaufen wir in Windhoek die letzten Souvenirs, bringen den Wagen zur Agentur zurück, zahlen einen saftigen Aufpreis für die zu viel gefahrenen Kilometer und schlüpfen zum ersten Mal seit fast drei Wochen in unsere langen Hosen. In Deutschland erwarten uns Minusgrade. Ein Taxi bringt uns zurück in die City. Es ist der gleiche Fahrer wie bei unserer Ankunft. Er fragt uns wie uns Namibia gefallen hat. Namibia? Keine Ahnung. Irgendwie hatten wir diesmal dafür keine Zeit.

Ein paar kalte Bier, dann geht es zum 50 km entfernten Flughafen. Im Flieger haben wir noch einmal zehn Stunden Zeit die letzten Wochen Revue passieren zu lassen. Viertausend Kilometer Afrika verschwinden unter uns in den Wolken. Wir werden wiederkommen. Es liegt an einem selbst, wohin man seine Schritte lenkt.

Reiseinfo

Anreise:

Viele Reiseagenturen bieten Komplettreisen inklusive Fahrzeug und aller Grenzformalien an, manche allerdings zu extrem überhöhten Preisen. Im Prinzip reicht die Buchung eines Fluges nach Windhoek und auch die Anmietung eines wüstentauglichen 4x4 lässt sich von zu Hause bewerkstelligen, z.B. bei Britz in Windhoek (britznam@britzcom.na). Die Air Namibia fliegt von den meisten größeren Flughäfen Deutschlands mehrmals wöchentlich nach Namibia.

Reisekosten:

Flüge nach Namibia bekommt man in der Größenordnung von 900,- € hin und zurück, für den Allrad mit Campingausrüstung muss man in etwa 130,- € pro Tag berappen. Soweit hält sich das Ganze durchaus im Rahmen des Üblichen. Auch die Grenzformalitäten bei der Ein- und Ausreise nach Botswana und Namibia sind unkompliziert und belaufen sich zusammen auf wenige Euro. Was eine Reise in die Kalahari auch finanziell zum unvergesslichen Erlebnis geraten lässt, sind die wahrhaft horrenden Eintrittsgebühren in die Nationalparks und Game Reserves, die mit rund 60,- € pro Tag und Person recht heftig zu Buche schlagen.

Reisezeit:

Die Kalahari ist eine Wüste und somit prinzipiell ganzjährig zu bereisen. Fahrtechnisch ist eine Durchquerung eher einfach zu lösen, allerdings sollte man seine Vorräte penibel kalkulieren und - natürlich - eine solche Tour am besten im Konvoi antreten. Vorsicht ist im Sommer auch vor Grassamen an Kühler und Auspuff geboten. Eine Kalahari Querung gilt noch immer als Abenteuer, mögliche Routen ziehen von Maun und Rakops nach Xade oder hinunter nach Khutse. In der, zumindest theoretischen Regenzeit von Januar bis März, verwandeln sich die Lehmpfannen in flache Seen und die Tracks in schwer überwindliche Schlammrinnen. Die beste Karte erhält man bei allen großen (Shell) Tankstellen in Namibia und Botswana: The Shell Tourist Map of Botswana.

Central Kalahari Game Reserve (CKGR):

Die Fläche beträgt 52.800 km² und ursprünglich war das Reservat als Schutzgebiet für die Buschmann-Gemeinschaft der San gedacht, die sich heute immer mehr daraus zurückziehen. Heute leben sie vorwiegend in und um Xade und anderen Siedlungen im Reservat, ihre Umsiedlung wurde und wird von der botswanischen Regierung "aus Naturschutzgründen" ultimativ erzwungen. Das CKGR ist eines der größten Schutzgebiete der Welt, flache Savannen- und Halbwüstenlandschaft wechselt mit Grasland, Buschsavanne und lichten Wäldern sowie ausgedehnten Dünen und mineralischen Pfannen.

Es herrscht das ganze Jahr über große Trockenheit, die Jahresniederschläge betragen maximal 170-200 mm. Erst seit Mitte der 90-er Jahre ist das CKGR für den Individualtourismus geöffnet. Viele Tiere der Kalahari sind Menschen gegenüber überaus neugierig, Streifengnus, Springböcke, Spießböcke und andere Antilopen, die einem großen Jagddruck ausgesetzt waren, verhalten sich hingegen scheu. Jede größere Fahrt in die zentrale Kalahari besitzt Expeditionscharakter und sollte hinsichtlich Sprit und Ausrüstung dementsprechend vorbereitet sein. In der zentralen Kalahari ist es unbeschreiblich heiß und dementsprechend steigt der Wasserverbrauch. Fünf Liter pro Person und Tag dürfen als realistische Basis gelten.

Die Landschaft besteht weitgehend aus fossilen Dünen und Flussbetten, die etwa 14.000 bis 17.000 Jahre alt sind. Am beeindruckendsten ist das lang gezogene Deception Valley im Nordosten (Die US-Biologen Mark und Delia Owens haben dort sieben Jahre gelebt und über Löwen, Schakale und Braune Hyänen geforscht und ihr abenteuerliches Leben in der Wüste in ihrem Buch "*Cry of the Kalahari*" festgehalten). Hier und im angrenzenden Passarge Valley bieten sich gute Beobachtungsmöglichkeiten für Springböcke, Spießböcke, Löwen, Geparden, Schakale, Löffelhunde und Braune Hyänen. Es gibt 17 Campingareale im Gebiet mit meist nur wenigen ausgewiesenen Stellplätzen.